

## Es gilt das gesprochene Wort!

**Erzbischof Joachim Kardinal Meisner**

**Ansprache beim Sylvesterempfang im Erzbischöflichen Haus am 29. Dezember 2006**

### **Mission, das Herzwort der Kirche**

#### **1. Mission und Evangelisierung als Weitergabe der göttlichen Liebe**

In seiner ersten Enzyklika spricht unser Heiliger Vater „von der Liebe ..., mit der Gott uns beschenkt und die von uns weitergegeben werden soll“ (Deus Caritas est 1 (DCE)). Im Folgenden konzentriert er seine Ausführungen auf die leiblichen Werke der Barmherzigkeit. Tatsächlich aber kennt die katholische Tradition auch die Werke der geistlichen Barmherzigkeit, als deren erstes die Belehrung Unwissender gilt. In der heutigen Zeit freilich wird jeder Wahrheitsanspruch sogleich als Anmaßung gebrandmarkt. Wer andere zu belehren sucht, setzt sich leicht dem Vorwurf der Besserwisseri aus.

Dies ist lawinenartig im Widerspruch sichtbar und hörbar geworden, der sich gegen die Anordnung des Kölner Erzbischofs gerichtet hat, mit katholischen Schülerinnen und Schülern keine multireligiösen Gottesdienste zu feiern. Die Kritiker warfen dem Erzbischof durchweg vor, woher er die Gewissheit nehme, dass der Gott der Christen, also der Vater unseres Herrn Jesus Christus, der Richtige sei. Es könnte doch auch Allah, der Gott der Muslime, der Richtige sein oder der Gott der Buddhisten, oder es könnte doch sein, dass alle Religionen in ihrem Gott letztlich den gleichen Gott verehren. Woher – so die Kritiker – nimmt also ein Kardinal das Recht zu einer so intoleranten Entscheidung? Die Annahme einer solchen Relativierung, die übrigens sehr gut in die Kennzeichnung der „Diktatur des Relativismus“ (Papst Benedikt XVI.) passt, macht einen echten Dialog zwischen den Religionen unmöglich. Sie widerspricht nämlich der Grundlegung jeder Offenbarungsreligion. Gerade weil Gott für uns letztlich nicht zu begreifen ist, bedürfen wir der Selbstmitteilung des wahren Gottes. Sie ist uns Christen geschenkt in dem Mensch gewordenen Gottessohn, der die Wahrheit (Joh 14,6) ist und deshalb klarstellte: „Niemand kommt zum Vater, außer durch mich“ (ebd.). Wer dies nicht im Glauben annimmt, ist im Tiefsten kein Christ und damit unfähig, mit Anhängern anderer Religionen in einen echten Dialog zu treten. Unser Ziel dieses Dialoges ist nicht der Kompromiss, sondern das bessere Verständnis der anderen Überzeugung. Tatsächlich aber ist es Ausdruck der Liebe, den Mitmenschen Sinn und Orientierung zu schenken. Ihre Hochform findet diese liebevolle Belehrung in der Weitergabe der Frohbotschaft, von der sich kein Christ dispensieren kann. „Wir können unmöglich schweigen über das, was wir gesehen und gehört haben“, entgegnen die Apostel Petrus und Johannes denen, die ihnen den Mund verbieten wollen (Apg 4,20). Womöglich noch drastischer formuliert es der heilige Paulus: „Ein Zwang liegt auf mir. Weh mir, wenn ich das Evangelium nicht verkünde!“ (1 Kor 9,16).

Vor seiner Himmelfahrt vertraut Christus die Weitergabe der göttlichen Liebe in der Form des Evangeliums den Aposteln an: „Geht zu allen Völkern und macht alle Menschen zu meinen Jüngern; tauft sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, und lehrt sie, alles zu befolgen, was ich euch geboten habe“ (Mt 28,19-20). Daher ist Mission Ausdruck der Apostolizität unserer Kirche; wenn sie das Attribut „apostolisch“ verdienen möchte, muss sie missionarisch sein. Mission darf also nicht als kontingentes Handeln verstanden werden, sondern gehört zum Wesen der Kirche. Mehr noch: Sie entspringt dem Wesen Gottes selbst. Ob äußere Mission „in partibus infidelium“ oder innere Mission im christlichen Abendland: Immer geht es um die Verlängerung der „Missio Dei“, der Hervorgänge in Gott selbst. Wer aber an den dreifaltigen Gott nicht glaubt, hat keinen Grund, kein Motiv zur Mission.

## 2. „Missio Dei“ und Mission

Aus dem Vater geht vor aller Zeit der Sohn hervor, des weiteren der Heilige Geist, der zugleich auch der Geist Christi ist. So stellt er gewissermaßen die Liebe Gottes in Person dar und zugleich die „subsistente Mission“. Hier macht die Missio Dei aber noch nicht Halt; jede wahre Liebe sucht ja von Natur aus überzuströmen. So sendet der Vater den Sohn in die Welt, um die Menschheit zu erlösen; dieser sendet nach seinem Leiden, seiner Auferstehung und Auffahrt zum Vater seinerseits den Geist auf die Jünger hinab. „Von daher empfängt die Kirche ... die Sendung, das Reich Christi und Gottes anzukündigen und in allen Völkern zu begründen. So stellt sie Keim und Anfang dieses Reiches auf Erden dar. Während sie allmählich wächst, streckt sie sich verlangend aus nach dem vollendeten Reich“ (Vat. II, Lumen Gentium 5 (L6)).

„Geht zu allen Völkern und macht alle Menschen zu meinen Jüngern“ (Mt 28,19): Als Glied der heutigen katholischen Weltkirche übersieht man leicht, welch ungeheurer, schier vermessen scheinender Anspruch hinter der Mission stand, die das kleine Häuflein der frühen Christen betrieb. Und doch war ihnen von Anfang an nichts weniger als der gesamte Erdkreis der zu bestellende Acker Gottes. In dieser Tradition darf, ja muss der Katholik die ganze Welt gewissermaßen als seine Pfarrei betrachten. Schon der Missionseifer der Alten Kirche fand Unterstützung in der Infrastruktur des römischen Reiches; heute können wir auf noch ganz andere Hilfe bauen. Unser Heiliger Vater weist darauf hin, dass „die Massenkommunikationsmittel ... unseren Planeten kleiner werden lassen, indem sie unterschiedlichste Menschen und Kulturen schnell einander erheblich näher gebracht haben. ... So überwindet die Sorge für den Nächsten die Grenzen nationaler Gemeinschaften und ist bestrebt, ihre Horizonte auf die gesamte Welt auszuweiten“ (DCE 30a). Jesu Wort, vor dem Ende müsse allen Völkern das Evangelium verkündet werden (vgl. Mk 13,10), ist heute leichter in die Tat umzusetzen als je zuvor.

## 3. Mission in Europa

Mehr und mehr gesellt sich nun ein zweiter, ursprünglich wohl eher unerwarteter Aspekt hinzu: Wie Liebe immer Gegenseitigkeit braucht, so strömt mittlerweile auch die Frohbotschaft wieder aus den ursprünglichen Missionsländern zurück – nach Europa, in die „neuen Missionsgebiete“. Die Schrift der Deutschen Bischofskonferenz (DBK) „Allen Völkern Sein Heil“ (AVSH) über die Mission der Weltkirche (2004) stellt fest: „Tatsächlich sind aus den ehemaligen „Missionsländern“ vitale und selbstbewusste Ortskirchen geworden, die ihrerseits missionarisch aktiv werden. So ist es heute an der Tagesordnung, dass die Ortskirchen auf allen Kontinenten füreinander eintreten. ... War die Missionierung über Jahrhunderte eher eine Einbahnstraße von den europäischen zu den anderen Völkern, so stehen die Kirchen heute in wachsendem Austausch miteinander“ (II.1).

Der Kölner Weltjugendtag hat im vergangenen Jahr eindrucksvoll demonstriert, wie sehr der katholische Glaube weltkirchlich angelegt ist und wie wenig er Provinzialismus duldet. Die jungen westeuropäischen Katholiken sahen sich gleichermaßen herausgefordert und bestärkt durch den Glauben von Jugendlichen anderer Länder und Kontinente, die in Köln zusammenkamen, „um IHN anzubeten“. Die Kirche ist jene „große Schar aus allen Nationen und Stämmen, Völkern und Sprachen“, als die schon der Seher der Apokalypse sie schildert (Offb 7,9). So wenig sie von ihrem Wesen her auf die Einheit verzichten kann, so sehr zeigt sie sich

doch auch von Vielfalt gekennzeichnet. Explizit hält es das Ökumenische Direktorium fest: „Die Einheit der Kirche wird im Rahmen einer reichen Vielfalt verwirklicht. Diese Vielfalt in der Kirche ist eine Dimension ihrer Katholizität“ (n. 16).

#### 4. Die gegenwärtige Situation

Dieser Gedanke muss gleich noch weiter vertieft werden; zuvor aber sind einige Überlegungen zur Eigenart der Mission heute in Europa anzustellen. Dies kann im Rahmen dieses Vortrages nur holzschnittartig geschehen. Wie ein anderes Dokument der DBK „Zeit zur Aussaat“ (ZzA) aus dem Jahre 2000, möchte ich grob zwei aktuelle missionarische Herausforderungen unterscheiden:

- Der Osten stand lange unter kommunistischer Herrschaft und ist teilweise auch weiterhin noch solchen Einflüssen ausgesetzt; hier wurden die Christen jahrzehntelang massiv bedrängt und sind entsprechend deutlich in der Minderheit. Mit Glasnost und Perestrojka kam eine gewisse Freiheit, zugleich aber auch die nicht zu unterschätzende Aufgabe, sich sowohl gesellschaftlich und politisch als auch religiös neu zu orientieren.

- Die Einwohner westlicher Regionen erfreuen sich dieser Freiheit schon seit der Nachkriegszeit, stehen jedoch unter anderen Einflüssen, die sich teilweise aber als ebenso lebensfeindlich für das Christentum erweisen. In der Verlängerung humanistisch-reformatorischer und aufklärerischer Tendenzen haben sich die heutigen Weltanschauungen und Lebensstile privatisiert und individualisiert; ein tief sitzendes Misstrauen gegenüber institutionellen Bindungen rührt sich ebenso im gesellschaftlichen und politischen wie im kirchlichen Kontext. Meinungsforscher und Demographen konstatieren in der Bevölkerung gleichwohl ein – sich vielleicht sogar wieder verstärkendes – Interesse an Religion, das aber weithin auch einfach nur ein verschwommenes Transzendenzbedürfnis widerspiegelt. Gerne kombiniert man Elemente verschiedener Glaubensrichtungen und Weltanschauungen zu einer privaten, synkretistischen „Patchwork-Religion“, die ZzA als „religionsförmigen Atheismus“ bezeichnet (I.). Auf diese Weise freilich legitimiert man die Kritik der Feuerbachschen Projektionstheorie; zugleich verschwindet das personale Element des Glaubens hinter esoterischen und post-esoterischen Haltungen.

Solche Entwicklungen laufen auf einen Verlust des Glaubens an den persönlichen und dreipersonalen Gott hinaus. Beide „Spielarten“ des praktischen Atheismus gehen ineinander über und vermischen sich miteinander zu einer „areligiösen Entropie“, die durch die modernen Kommunikationsmittel wesentlich gefördert und beschleunigt wird. Es liegt auf der Hand, dass die Kirche in dieser Situation besonders dazu herausgefordert ist, sich an die schon von Papst Paul VI. in „Evangelii nuntiandi“ geforderte Neuevangelisierung des ursprünglich christlich geprägten Abendlandes zu geben. Und doch hat ihr Missionsauftrag in unserer Zeit ein eigenes, unverwechselbares Gepräge: In einer Gesellschaft, die man mit einigem Recht als „nachchristlich“ bezeichnet hat, muss die Kirche mehr noch als zu den Zeiten des Paulus Zeugnis vom „unbekannten Gott“ (vgl. Apg 17,23) ablegen, obwohl dessen Altäre in unserer Gesellschaft bereits vor vielen Jahrhunderten errichtet wurden.

Anders als man zunächst einmal glauben könnte, erleichtert diese Situation die Missionsaufgabe keineswegs. Tatsächlich trifft man immer wieder auf Rudimente der christlichen Glaubensüberzeugung, sozusagen auf ein „Halbwissen“. Eben das aber erweist sich als das Fatale: Denn wer zu wissen meint, will sich gerade nicht belehren lassen. Tatsächlich aber gibt es eine sehr zutreffende Redensart, die sagt, dass halbe Wahrheiten ganze Lügen sind. Gerade dadurch, dass sich im Bewusstsein unserer Zeitgenossen Bruchstücke der christlichen Wahrheit festgesetzt haben, wird deren volle und unverkürzte Verkündigung erschwert.

Gewiss, viele Elemente und Züge unseres Lebens gehen auf christliche Überzeugungen zurück, aber diese Motivation liegt verschüttet. Mehr noch: Die Notwendigkeit dieses Kausalzusammenhanges wird häufig bewusst geleugnet. Ein schlagendes Beispiel für diese Entwicklung ist das „Zeugnis der Nächstenliebe“, auf das ZzA unter anderem seine Hoffnung setzt (III.1). In der Tat hat das Zweite Vatikanische Konzil die Caritas zum Proprium der Kirche erklärt: „Wenn sie sich auch über alles freut, was andere in dieser Hinsicht tun, nimmt

sie doch die Werke der Liebe als ihre eigene Pflicht und ihr unveräußerliches Recht in Anspruch“ (Laiendekret 8).

Wer allgemein Nächstenliebe fordert, darf mit der breiten Zustimmung von Politik und Gesellschaft rechnen. Wer dagegen den Zusammenhang mit dem christlichen Glauben hervorhebt, muss mit Widerspruch rechnen. Die allgemeine Überzeugung lautet, man brauche nicht an Gott zu glauben, um Nächstenliebe zu üben; wie zur Bestätigung dieser Ansicht stehen heute neben den Werken kirchlicher Caritas die Sozialeinrichtungen, die aus innerweltlich-humanitären, sozialen oder sogar privatwirtschaftlichen Strömungen hervorgegangen sind. Damit schwindet aber zumindest derzeit das Glaubenszeugnis, das ursprünglich einmal mit den Werken der Nächstenliebe verbunden war.

Viele wertvolle Anregungen zur Mission in Europa gibt das Papier ZzA unter den Stichworten „Zeugnis des Lebens“, „Zeugnis des Wortes“, „Zustimmung des Herzens“, „Eintritt in eine Gemeinschaft von Gläubigen“ sowie „Beteiligung am Apostolat – selbst in die Sendung eintreten“. Auch im ökumenischen Umfeld wird die Frage nach der missionarischen Kirche neu gestellt. Hier und heute aber will ich einen anderen Aspekt hervorheben: die Beziehungen zwischen den Kirchen in Europa und den jungen Kirchen in den Ländern der Mission.

### **5. Kirche als Einheit in Vielfalt**

Der Christ ist gesandt, die Botschaft vom dreifaltigen Gott zu verkünden, um den Menschen zu beheimaten, der sich selbst ebenso entfremdet ist wie Gott und dem Nächsten. Ich habe mich bemüht, kurz und deutlich darzulegen, dass dies nicht nur in der so genannten „Dritten Welt“ nötig ist, sondern auch in der Ersten: in unserem alten Europa. Dabei sprach ich noch sehr allgemein von der bunten Vielfalt, welche die typisch katholische Einheit auszeichnet. Wie Gott der Eine ist, ohne sich in kalter Einsamkeit zu verschließen, so muss auch die Kirche einig sein, ohne den Reichtum ihrer vielfältigen Traditionen und Ausdrucksformen zu vernachlässigen.

Während die Kirche weltweit wächst, schrumpft sie in Europa. Das lässt sich gewiss nicht einfach und monokausal erklären; wohl aber haben bestimmte, eben schon kurz erwähnte Entwicklungen Pate gestanden, die in der Reformations- und der Aufklärungszeit wurzeln. Beide Epochen haben ihr weltgeschichtliches Echo gefunden; entsprungen aber sind sie in Europa. Entsprechend wäre es ein besonders krasser Fall von „Eurozentrismus“, den europäischen „Phänotyp“ der Kirche für den eigentlich oder sogar einzig sinnvollen zu halten. So unbestreitbar die Kirche des Abendlandes geistige und geistliche Schätze birgt, so sehr bedarf sie doch der komplementären Bereicherung durch die jungen Kirchen. In diesem Sinne gleicht die Universalkirche jenem Hausherrn, von dem Jesus sagt, dass er aus seinem reichen Vorrat Neues und Altes hervorholt (vgl. Mt 13,52). Dieses bereits vorhandene Wissen des Verstandes ist mir während des Kölner Weltjugendtages zum Bewusstsein des Herzens geworden.

„Das missionarische Handeln in unserem eigenen Land und in der Völkergemeinschaft kann nur miteinander wachsen und wird sich im Austausch mit den Erfahrungen der Ortskirchen, besonders in den Ländern des Südens, wechselseitig bereichern“, konstatiert schon einleitend AVSH und fährt fort: „Je mehr wir Augen, Herzen und Hände für die Weltkirche unter den Völkern öffnen, desto reicher werden wir als einzelne und als Gemeinden im Glauben beschenkt und gestärkt werden.“ Der eine ist Christusträger für den anderen, ja: Wir sind einander heilsnotwendig. Wir brauchen die asiatischen und die afrikanischen Christen, damit der Christus der Europäer gewisser und sicherer wird. Und die Afrikaner und Asiaten brauchen uns, damit ihr Christus durch unsere christliche Erfahrung sicherer, gewisser wird, so dass die missionarische Schwungkraft der Kirche nicht erlahmt.

### **6. Chancen und Gefahren der Individualisierung des Glaubens**

Im Blick auf die jungen Kirchen ist darum der in den heutigen westeuropäischen Gesellschaften dominanten „Vereinzelung des Glaubens“ einerseits Rechnung zu tragen, andererseits ein Korrektiv entgegenzustellen:

- Der positive Aspekt, den es zu nutzen gilt, ist die ungleich größere Glaubwürdigkeit, die einem persönlichen Zeugnis anhaftet. Ich habe mich von jeher gegen ein Kulturchristentum gewandt, in dem die Gläubigen wie in einem Strom willenlos mitschwimmen. Nein: Wenn wir Europa neu missionieren wollen, dann müssen wir lebendige christliche Zellen in unsere Gesellschaften hineinsetzen, und das geht nur über das persönliche Zeugnis. Auf den Zeugnischarakter der Frohbotschaft weist schon die Tatsache hin, dass der Herr gemäß dem Lukasevangelium zweiundsiebzig Jünger auswählte und sie zu zweit voraus in alle Städte und Ortschaften sandte, in die er selbst gehen wollte (vgl. 10,1). „Zu zweit“: Das ist nicht nur die kleinste Form christlicher Gemeinschaft, sondern nach biblischer Vorstellung auch und vor allem die Minimalvoraussetzung für ein gültiges Zeugnis! Persönlich sollen wir eintreten für die Frohbotschaft unseres Herrn und Raum schaffen für ihn in allen Orten, „in die er selbst gehen will“. Dieses Prinzip des „zu zweit“ lässt sich übrigens auch auf das Verhältnis der „alten“ und der „jungen“ Kirchen übertragen: Ihr Zeugnis ist dann am überzeugendsten, wenn es „zu zweit“ vorgetragen wird, also in kultureller Verschiedenheit und zugleich in inhaltlichem Gleichklang.
- „Gott hat es aber gefallen, die Menschen nicht einzeln, unabhängig von aller wechselseitigen Verbindung, zu heiligen und zu retten, sondern sie zu einem Volke zu machen, das ihn in Wahrheit anerkennen und ihm in Heiligkeit dienen soll“ (Vat. II, LG 9). Insofern tritt zum positiven Aspekt der Glaubwürdigkeit des persönlichen Zeugnisses als negativer derjenige der Vereinzelung des Glaubens. Monadische Frömmigkeit widerspricht – vom Ausnahmefall des Eremiten einmal abgesehen – der Katholizität der Kirche. Auch hier kommt – diesmal kritisch – der Zeugnischarakter ins Spiel: So glaubwürdig das persönliche Wort auch ist, so sehr bedarf es im letzten doch der Konvergenz mit anderen. Das Glaubenszeugnis erweist sich als beeindruckender, wenn es von Menschen unterschiedlicher Kulturen abgelegt wird. Hinzu kommt die Beobachtung, dass Katholiken der jungen Kirchen schon aufgrund ihrer Mentalität dies oft viel unbefangener und freimütiger tun als viele europäische Gläubige.

### **7. Lebendiger Austausch zwischen alten und jungen Ortskirchen**

Es gibt in der heutigen Welt kein eindeutiges Gefälle mehr zwischen den Ortskirchen der verschiedenen Kulturen. AVSH spricht von „einer interkulturellen und intereklesialen Lerngemeinschaft“ und betont: „In diesem Sinn leben alle Ortskirchen vom Empfangen und Geben und können voneinander lernen. Die wichtigsten ersten Schritte bestehen darin, Interesse für die Anderen zu entwickeln, zur wechselseitigen Anerkennung als gleichwertige Partner zu kommen und vielfältiges Teilen und Mitteilen einzuüben. So wird Kirche zum Ort geschwisterlicher Liebe“ (III.1).

Ich will hier keine Szenarien entwerfen, die nichts mit der Realität zu tun haben. Natürlich werden „die Kirchen des Südens ... auf lange Zeit noch viel von ihren älteren und weltläufigen Schwestern in Europa lernen können, wie auch umgekehrt die Ortskirchen anderer Kontinente uns lehren können. Dabei wird man eine wechselseitige Idealisierung ebenso vermeiden wie einseitige Abhängigkeiten oder Instrumentalisierungen, die bei der jeweils anderen Ortskirche entweder nur an deren Spiritualität oder nur an deren Finanzmitteln interessiert sind“ (AVSH III.1). Aber mehr und mehr muss neben die weiterhin aktuellen Überlegungen der europäischen Ortskirchen, wie sie ihre Schwesterkirchen in der Dritten Welt unterstützen können, die Frage treten, welche Hilfe wir uns unsererseits von ihnen erhoffen dürfen.

Wenn ich von wechselseitigem Austausch zwischen den verschiedenen Ortskirchen spreche, dann denke ich dabei nicht nur an den durch die Massenmedien gewaltig angewachsenen Informationsstrom, von dessen Chancen und Gefährdungen bereits die Rede war. Die Menschen von heute sind darüber hinaus weitaus mobiler als in früheren Epochen. Im Rahmen von beruflichen und touristischen Reisen haben europäische Christen die Gelegenheit, katholische Ortskirchen anderer Kontinente zu besuchen und kennen zu lernen. Zugleich können wir mehr als je zuvor Kontakt zu Katholiken anderer Ortskirchen knüpfen, die als Migranten in Europa leben und tätig sind. In diesem Sinne ist die Ausländerseelsorge ebenfalls keine Einbahnstraße; Migrantengemeinden führen uns vor unserer Haustür die Verschiedenartigkeit und den Reichtum der weltkirchlichen Traditionen vor Augen, in denen sich der eine katholische Glaube ausprägt.

In diesem Sinne möchte ich nachdrücklich innerkirchliche Partnerschaften empfehlen, und zwar nicht nur mit Schwestergemeinden in anderen Ortskirchen, sondern auch mit den ausländischen Missionen am Ort. Des Weiteren ist es schon seit langem gute Praxis, nicht nur Priester in die klassischen Missionsgebiete zu schicken, sondern umgekehrt auch von dort Seelsorger anzufordern. Häufig wirken diese ihrerseits missionarisch in europäischen Gemeinden und machen dort Weltkirche erfahrbar. AVSH empfiehlt darüber hinaus die Entsendung „gut vorbereitete[r] jüngere[r] Leute als Kundschafter und Botschafter in Partnerdiözesen ..., um deren missionarischen Kontext kennen zu lernen und die gewonnenen Einsichten zu Hause als Impulse weiterzuvermitteln“ (III.2).

Jedes Glied einer missionarischen Kirche ist von Geburt an selbst Missionar. Gut beraten sind wir, wenn wir wie die bereits erwähnten Jünger „zu zweit“ losziehen, denn wir befinden uns mit den Katholiken aller Nationen und Kulturen gemeinsam auf dem Weg. Alle sind wir gleichermaßen gesandt, und zwar nicht nur in exotische Länder und Erdteile, sondern auch auf die Straßen und Plätze unserer abendländischen Heimat. Froh und dankbar dürfen wir uns heute mehr denn je bewusst machen, dass wir nicht mehr nur alleine - gewissermaßen als Propheten im eigenen Vaterland - auftreten und Zeugnis ablegen müssen, sondern aufgehoben sind in einer Wolke von Zeugen aus allen Kontinenten des Erdkreises.

+ Joachim Kardinal Meisner  
Erzbischof von Köln